

Illustrierte

# Frauen-Zeitung.

Jg. 2.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ m.

Berlin, 8. Januar 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4½ m.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Das Wüstengespenst.

Von F. von Zobeltiz.

Die Beduinenstämme, die das große Sandmeer südlich des Atlas bevölkern, lieben, gleich den Indianern Nord-Amerika's und den dunkeläugigen Bewohnern der Ganges-Ufer, den bilderrreichen Ausdruck der Sprache. Die glühende Sonne, die über der heimischen Steppe brennt und den gelben Wüstenland dörrt, verläugnet gewissermaßen die Phantasie des Arabers; er spricht gern in Metaphern, und immer sind seine Umschreibungen und Vergleiche schön und voller Poesie, immer bezeichnend. Als ich im vorigen Jahre die algerische Sahara bereiste und dort häufig Gelegenheit fand, mit den nomadisirenden Stämmen in Verührung zu kommen, machte ich die Wahrnehmung, daß der Araber den Ausdruck „Wüstengespenst“, in Verbindung mit eindringlichen Warnungen vor den Gefahren des Sandmeeres, ausschließlich oft gebraucht. Mit diesem Ausdruck pflegt der Beduine Beschiedenes zu bezeichnen. Ein Wüstengespenst ist die *Data morgana*, die dem im Sonnenbrande verschachtenden aus pfadloser Ebene die Herrlichkeiten eines Eden hervorzaubert, um sie dann im glutdurchsimmernden Aether zu Nichts zerrinnen zu lassen. Ein Wüstengespenst ist der Samum, der als schneigweißes Flitterwölzchen am fernen Horizont emportaucht, dann urplötzlich die Lust mit donnerndem Brausen erfüllt, den heißen Sand himmelhoch aufpeitscht, ganze Karawanen zu Boden schmettert und gelbweisse Grabhügel über sie stürmt. Mit einem Worte: Wüstengespenster sind dem Araber alle Gefahren, die wirklichen und die eingebildeten, denn in jeder Gefahr wittert seine blühende, von abergläubischem Spuk erfüllte Phantasie einen bösen Geist, einen Dämon, einen „Dschin“.

Ein solches Wüstengespenst, — freilich nicht den mordenden Samum, nicht eine trugspinnende *Data morgana*, sondern ein anderes, — habe ich kennen gelernt, und da diese Bekanntheit in gewissem Sinne lehrreich war, so will ich sie hier erzählen.

Wir kamen von Constantine, hatten die

Auresberge, Batna mit seinen Cedernwäldern und die ersten, zauberisch schönen Dächer der sogenannten „Borwüste“ hinter uns und strebten nunmehr der „echten“ Sahara entgegen, von der mein islamitischer Führer behauptete, sie sei von Allah in einem Augenblick des Zornes geschaffen worden, indem dieser mit einer Hand voll Sand nach dem entfliehenden Teufel geworfen habe. Unsere Gesellschaft war nicht groß, wir zählten nur fünf Männer: Monsieur Dudevant, ein Weinreisender aus Bordeaux, ein sehr unterhaltender junger Mann, dessen Dolmetsch Mohamed, ein arabischer Jude, ferner meine Wenigkeit, sowie der mir zugehörige Interpret, der brave Saled Amon, und schließlich Kombodja Said, der pfiffigste Mozabite zwischen dem 28. Breitengrade und dem nördlichen Wendekreise. Dieser ganz verschmitzte Hallunk, der sich mit besonderer Freundschaft an Mohamed attackirt hatte, vielleicht wegen seiner Stammesgemeinschaft

mit diesem, — die Mozabiten leiten ihren Ursprung von den durch Joshua nach Afrika vertriebenen fanaanitischen Moabiten ab, — hatte uns in der Oase El Kantra die nötigen Reitpferde zur Weiterreise gegen ein horrendes Nachtgeld verschafft und sich erbosten, uns bis zu dem Dächer-Complex des Zibau zu begleiten, um von dort aus mit seinen miserablen Gäulen den Rückweg anzutreten. Der Mensch war nicht un interessant; seine Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, die kleinen Geschichten, Sagen und Mythen, die er uns während des Rittes in leidlich gutem Französisch erzählte, entbehrt sogar eines gewissen poetischen Reizes nicht.

Die letzte Ansiedlung, eine Farm elßässischer Kolonisten, lag schon Stunden weit hinter uns. Von einer Straße war auf dem steinigen, mit leichtem, braungelbem Flugsand überwehten Boden nichts mehr zu spüren, aber unsere fundigen Führer kannten den Weg querfeldein nicht minder genau, als die Karawanner, die zur Herbst- und Lenteszeit die Steppe beleben. Es war heiß geworden. Die Luft summerte, und in glänzender Bläue umspannte der Himmel den Horizont. Weitans, in fast ununterbrochenen Ebene dehnte das Flachland sich aus. Nur geradeaus vor uns erhoben sich die scharf umsäumten Hügelketten des Djebel Kteui, dessen zackige Gipfel spitzen und Blockhaufen den letzten riesigen Wall zwischen der Vorsteppe und der Wüste bilden.

„Das war früher einmal ein gefährliches Territorium,“ sagte der Mozabite, seinen Burrus zurückslagend und mit der braunen, schrägen Hand nach dem sich in grotesker Formation vom Firmamente abhebenden Gebirgskamm deutend. „In den Thälern rings um die Paßhöhe wimmelte es von Buschleppern, und selten stieg ein Reisender, der sich nicht von Batna aus eine Escorte Spahis mit auf den Weg genommen, ungeprüft zur Wüste hinab. Momentlich zur Zeit des Schävi-Aufstandes, 1870, ging's drüber auf der Höhe von Sja blutig her. Im Hohlwege, der vom Paßgange abwärts führt, bleichten die Knochen der Erschlagenen, und die Geier brauchten nicht für ihre Beute zu sorgen. Auch heute,“ — und die Stimme des Sprechenden dämpfte sich, während auf sein hageres Bronze-Gesicht, in dem die Augen wie



A. Tobias.

schwarze Edelsteine stürten, ein eignethümlicher Ausdruck trat, — „auch heute ist's noch nicht sicher im Hohlwege von Sja! Freilich, von Räubern und vom Lumpengesindel der Uradi und von den Würgern des Djenaly's-Stammes hört man nur noch selten einmal erzählen, aber“ — und wieder flog jener seltsame Ausdruck, ein heimliches Lachen, mit stark markirter Furcht gepaart, über die spitzen Züge Sja's, — „aber die Gespenster, — oh, oh, Messieurs, die Gespenster, die treiben ihr Unwesen ärger, als jemals in den Thälern des Djebel Ateuf! Man sieht sie meist nicht, diese Wüstengespenster, aber man spürt ihren Odem, und der wirkt immer tödlich auf Mensch und auf Vieh. Manchmal erst spät, erst nach Jahren . . . Ah, Messieurs, ich sehe, Sie lachen, Sie glauben mir nicht, und doch . . . Allah mit uns, schauen Sie dort hinauf, — was ist das?!"

Der redselige Mozabite verstummte plötzlich, und von Neuem wies seine Hand, deren Oberfläche eine kundstreichende Tätowierung in sichtblauen Arabesken zierte, nach der Höhe. Über dem Geschwärz Sja's hatte ich versäumt, auf die sich verändernde Landschaft um uns Obacht zu geben. Die Steppe lag hinter uns, der Boden stieg an. Rechts und links thürmte sich Felsgeröll auf, — wir schauten in eine Steinwüste von gigantischer Großartigkeit hinein. Nacht und Tag erhoben sich die Steintolosse aus sandiger Ebene; nur braunrothes Moos umspann sie in der Tiefe der Schluchten, und von ihnen wie von einer Riesenhand zerfetzten und zerrissenen Hängen prallte das Sonnengold ab. Uebermenschlich phantastischen Gestalten gleich, bauten die Felsen sich auf, hier eine gähnende Klamm, dort einen gewaltigen Kessel bildend, über dessen dämmerungsfüllter Sohle mit raschem Flügelschlage ein Geier zog.

Da, wo der Weg, der hier erst wieder zu Tage trat, sich bog, erhob sich ein mächtiger Regel. Wie ein Thurm strebte er zum Himmel auf; das Gestein schimmerte röthlich und war von glasig grünen Adern durchzurct, wie ein Ziegelbau, in dessen Ninnen sommerliches Moos wuchert. Auf diesen Felsenregel wies die ausgestreckte Hand des Mozabiten. Mein Pferd bäumte leicht auf, denn unwillkürlich zerrte ich am Zügel, als ich hoch oben auf der Spitze des Felsens eine menschliche Gestalt stehen sah. Es war ein Mensch von gewaltiger Körpergröße, — oder schien dies nur so im flimmernden Mittagschein? Er hatte die Arme in Kreuzform ausgestreckt, — ein Klein wenig gen Himmel erhoben, sodass sie verkürzte Schatten auf die Felswand warzen. Ein schwarzes Gewand umfloss ihn bis zu den Füßen, und über das Hinterhaupt war eine Kapuze gezogen. Er wendete uns das Gesicht zu; ich konnte scharf ausgeprägte Züge erkennen, von dunklem Braum übergossen. Ein schwarzer Bart umfloss Wangen und Kinn.

Sjaid begann seine Gespenstergeschichten von Neuem, und die beiden Dolmetscher unterstützten ihn wacker in dieser fabulirenden Thätigkeit. Alle Drei schienen in der seltsamen Erscheinung auf der Felsstufe wenn auch nicht gerade etwas Uebernaturliches, so doch eine böse Vorbedeutung zu erblicken. Uns Beide aber, Dudevant und mich, geflüsterte es, den abergläubischen Vermuthungen unserer Führer zum Trost, das eigenartige menschliche Warnungssignal dort droben etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Wir umrissen den Felsen, ließen dann unsere Pferde bei Saled und Mohamed zurück und stiegen, allein in Begleitung des eisernden Mozabiten, den steilen Berghang hinauf. Der Mann stand noch immer auf der selben Stelle. Als er unsere nahenden Schritte hörte, wandte er sich langsam um, ließ die Arme sinken und den dunklen Blick forschend über unsere Gestalten schwelen. Sjaid, dem der Muth gewachsen zu sein schien, nachdem er erkannt hatte, daß das „Wüstengespenst“ ein Geßöpf von Fleisch und Blut, rief ihm sein Salem zu, das mit ernster, monoton flingender Stimme beantwortet wurde.

„Sucht Ihr mich? Was wollt Ihr von mir?“ fuhr der wunderliche Felsheilige nach einer kurzen Begegnung im Dialect der Ziban-Beduinen fort.

„Wir suchten Dich wohl,“ gab Sjaid zur Antwort, „doch nur, weil Deine ganze Erscheinung den beiden fränkischen Herren, die ich bei mir führe, Interesse einflößte. Wir wollen nichts von Dir, Dich höchstens fragen, welch seltsamer Zufall Dich gerade zur Mittagszeit, wo die Dschins des Djebel Ateuf ihre tollsten Streiche verüben, einsam an diesen verrussten Ort geführt hat?“

Der Andere schüttelte das Haupt, von dem die Kapuze herabgesunken war, und daß sich nun, von wirren, schwarzen Haaren umwogt, frei auf sehnigem Halse erhob. „Ich fürchte den bösesten Dschin nicht,“ erwiderte er, „denn immer ist Allah um mich. Hast Du noch nie von Ali ben N'lila gehört —?“

„Das bist Du . . .!“ Etwas wie heilige Ehrfurcht tönte aus dieser rasch hervorgehobenen Frage heraus. Und sich hastig an uns zurückwendend, flüsterte Sjaid

uns zu: „Der Mann ist eine Merkwürdigkeit, Messieurs. Er gehört dem Stomme der Schävi an, wurde aber von seinen eigenen Genossen, weil er sich nicht an dem letzten großen Aufstande im Arrondissement Batna beteiligen wollte, verstoßen. Seine Stammesbrüder überfielen seinen Duar und mordeten sein Weib und zwei Söhne, — er selbst floh mit seiner jüngsten Tochter in diese Einöde, die er seither, trotzdem längst Alles friedlich im Lande, nicht mehr verlassen hat. Er gilt für einen Geisterbanner, und es mag etwas Wahres daran sein, denn er zeichnet sich durch große Frömmigkeit aus. Es ist eine Fügung, daß wir ihn heute gesehen, — er zeigt sich sonst selten, und auch ich, der ich doch häufig diese Strecken bereise, begegne ihm zum ersten Male.“

Der Einsiedler interessierte uns natürlich nun noch mehr denn zuvor. Wir richteten einige Fragen an ihn, die Sjaid verdolmetschen mußte. Ali gab in ruhigem, gemessenem Tone Antwort. Er erzählte uns, daß er bereits seit mehr als zehn Jahren eine Felsenhöhle unweit des Passes von Sja bewohne, und er erklärte sich gern bereit, uns dieselbe zu zeigen, wenn wir ihm folgen wollten.

Monsieur Dudevant war Feuer und Flamme dafür; der alte Moslem machte auf den Weinreisenden den Eindruck eines heiligen Antonius, — er witterte irgend ein kleines Abenteuer hinter der Persönlichkeit des Anachoreten. So machten wir uns auf den Weg. Diesmal ging es bergab, aber das Hinabrutschen von der Höhe des Felsens war nicht mühselos, als das Emporklimmen. Glücklicherweise lag das Logis unseres Heiligen nicht allzu weit. Von der steinigen Sohle einer schmalen Thalfurche aus wandten wir uns wieder aufwärts, den Hang hinan. Doch nicht weit; ein kleiner Kessel öffnete sich plötzlich vor uns, den mächtige Felsblöcke in chaotischem Wirrwarr füllten. Die Nordostseite des Kessels zeigte steile Wände, die sich an einer Stelle tief eingebetteten. Hierher führte uns Ali N'lila; wir standen vor dem Eingang seiner Höhle.

Ein schmaler und so niedriger Gang, daß wir uns bücken mußten, als wir ihn durchschritten, führte in einen hochgewölbten unterirdischen Raum, in dessen Mitte ein Feuer flackerte. Vor demselben lauerte ein junges Mädchen. Ein langhaariges Ziegenfell war die einzige Bekleidung der Dirne; es war über der rechten Schulter zusammengenestelt und fiel über die Hüften bis auf die Schenkel herab. Die Dirne war noch ein halbes Kind, aber sie versprach schön zu werden. Der Schnitt des Gesichtes war rein und ebenmäßig, das melancholisch blickende Auge von glänzendem Schwarz, wie das lange ausgelöste Haar, das in dünnen Wellen über die Schultern floß.

Bei unserem Eintritt erhob sich die Kleine, ohne Bewunderung oder Erstaunen zu zeigen, stillschweigend. „Sirada, meine Tochter,“ sagte Ali, während Monsieur Dudevant sein Binocle auf die Dame setzte und mir zuraunte: „Alle Wetter, das ist ja ein allerliebster Löser!“

Sirada war, die zudringlichen Blicke des Vordelezen kaum beachtend, bescheiden zur Seite getreten; ich selbst beschäftigte mich indessen damit, das Innere der Höhle ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Die Ausstattung war ganz „anachoretisch“ primitiv; von Stühlen und Tischen sah man nichts, nur ein paar Matten aus Palmenbast im Hintergrunde, hie und da ein iridesces Gefäß, einen Thonkrug und — ja, was war das? Neben einem vorspringenden Felsblock war allerhand merkwürdiges altes Gerümpel in buntem Durcheinander aufgehäuft. Das culturhistorische Interesse regte sich in mir beim Anblick dieser theilweise recht seltsamen Gegenstände, und so bückte ich mich denn nach ihnen. Das erste Stück, das mir in die Hand kam, war eine kleine metallene Figur, mit Schmuck und Patina überzogen, — das zweite eine niedrige thönerne Lanze von antifer Form, — das dritte ein verrosteter Gegenstand aus Eisen, eine Hand mit einer Kugel darstellend, zweifellos ein Thürilloper aus altrömischer Zeit. Eine siebernde Unruhe bemächtigte sich meiner, als ich diese Sachen am Feuer etwas näher geprüft hatte.

„Wo hast Du das her, mein Vater?“ fragte ich Ali, meine ganzen arabischen Vocabeln zusammenfassend, und deutete auf die Alterthümer neben dem Felsblock.

„O Herr, das ist gefundenes Gut,“ gab der Einsiedler zur Antwort und erhob, wie zur Abwehr, die knochigen Hände, „wertloses Zeug, das seinem Menschen mehr nützen kann! Auf meinen Streifereien durch die Berge habe ich all das gesammelt, manch Stück davon auch in dieser Höhle gefunden und hier zusammengetragen; ich hörte einmal, daß man in Lambessa eine Anstalt gegründet habe, wo man die Alterthümer des Landes aufzubewahren pflege, und dorthin wollte ich gelegentlich meine Funde bringen. Aber es hat mir bisher widerstrebt, die Gegend wieder zu betreten, wo Allah mich vor dreizehn Jahren so hart geprüft. Gefällt Dir's, Herr, so schaue Dir die Sachen an; Du wirst auch Münzen unter dem alten Gerümpel finden.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Die Schätze des Einsiedlers wurden an das Feuer geschleppt, und nun begann ich, während Monsieur Dudevant unter Beihilfe Sjaids eine Unterhaltung mit Sirada anzupreisen, mit vor Aufregung zitternden Fingern in den Alterthümern Ali's herumzuhüpfen. Ich verstehe wenig von der Archäologie und den ihr verwandten Wissenschaften, — auf den ersten Blick aber erkannte ich, daß die vor mir liegenden Funde nicht ohne antiquarischen Werth waren. Es galt dies besonders von den Silbermünzen, von denen mir zwei, eine mit dem deutlich erkennbaren Lorbeergeschmückten Kopf eines Imperators, die andere mit dem Brustbild eines geharnischten Römers, namentlich auffielen. Ich suchte mir etwa ein Dutzend Münzen und von den übrigen Gegenständen die interessantesten und am besten erhaltenen heraus, legte sie bei Seite und rief dann Ali heran.

„Sieh her, mein Vater,“ sagte ich zu ihm; „ich liebe derartige alte Funde und sammle sie zu meinem Privatvergnügen gern. Willst Du mir diesen Theil Deiner kleinen Schätze überlassen, so nenne mir die Summe, die ich dafür zahlen soll.“

„Ich brauche kein Geld, o Herr,“ erwiderte Ali würdevoll mit einem langsamem Schütteln des Hauptes. „Ich habe keinerlei Bedürfnisse, und was mir an Nahrungsmitteln noth thut, das bringt mir alltäglich ein alter Hirte, der drüben im Thale seine Ziegen zur Weide treibt. Doch höre, welch glücklichen Gedanken mir ein guter Geist bei Deinem Anerbieten eingegeben hat! Meine Tochter zählt fünfzehn Jahre; im nächsten Herbst will ich sie, wie es die Sitte meines Stammes verlangt, in die Dosen schicken, damit sie dort auf den Märkten tanze, um sich Geld zu verdienen und dann einem rechtlischen Manne als Eheweib in seinen Duar zu folgen, denn Sirada soll fürderhin nicht die traurige Einsamkeit ihres Vaters theilen. Gib ihr zweihundert Piaster in fränkischem Golde als Zuschlag für ihre Hochzeitsgabe, — dann mögen die ausgewählten Alterthümer Dein sein.“

Ich glaube, daß ich ein etwas verdutzttes Gesicht bei diesen Worten machte; ich hatte gemeint, billiger fortzukommen. Einen Moment zögerte ich. Sjaid Kambodja mochte dies bemerken, denn er trat plötzlich an meine Seite und flüsterte mir in's Ohr: „Greifen Sie zu, Monsieur, eine derartige günstige Gelegenheit dürfte sich Ihnen nicht oft bieten. Hier haben Sie echte Waare, und in den Antiquitäten-Bazars von Algier und Constantine finden Sie solche nicht.“

Der Mozabite hatte nicht Unrecht. Ich griff in meine Geldtasche und zählte Ali die ausbedungenen zweihundert Francs in Gold in die Hand. Er kreuzte die Arme über der Brust, dankte mir mit dem Wunsche, daß Allah meinen Schatten möge lang werden lassen, und rief dann Sirada herbei.

Das Mädchen sprang heran, warf sich zu Füßen, küßte meine Kleider und gebredete sich wie unsinnig vor Freude, nachdem ihr Vater ihr von meinem „Geschenk“ Mittheilung gemacht hatte. Ich wehrte der überschwenglichen Dankbarkeit, so weit ich es vermochte, packte dann meine Kaufobjekte zusammen und rüstete zum Aufbruch. —

Drei Monate später saß ich, auf der Rückfahrt nach Europa begriffen, in meinem Hotel zu Algier. Ich hatte im Gasthause einen Berliner Bekannten, Professor E., wiedergetroffen, einen Freund des verstorbenen Orientalisten Baron Malhan und, wie dieser, ein sehr tüchtiger Archäologe. E. kam direct von Tunis, hatte sich in Karthago mit der Entzifferung einiger neu entdeckter phönizischer Botiviaseln beschäftigt und stand im Begriffe, über Oran nach Spanien zu reisen. Ich konnte nicht unterlassen, ihm die kleinen antiquarischen Schätze zu zeigen, die ich von dem „Wüstengespenst“ des Djebel Ateuf erworben hatte, und bat ihn um sein Urtheil über den Werth der Sachen. Der Professor sah sich die Gegenstände mit großer Aufmerksamkeit an und schüttelte dann bedächtig den Kopf.

„Seltsame Dinge,“ meinte er, seine Brille tiefer auf die Nase schiebend. „Sie mögen echt sein, — ich kann das im Moment nicht so genau beurtheilen, — aber offen gestanden, mein Lieber, fast glaube ich, Sie sind das Opfer einer Mystification geworden!“

„Ich fuhr in die Höhe. „Das ist kaum möglich, Professor,“ gab ich etwas gereizt zurück. „Es war ein reiner Zufall, daß ich mit dem merkwürdigen Kerl auf der Paßhöhe von Sja zusammentraf und in seine Höhle geführt wurde! Täuschen Sie Sich nicht selbst?“

E. zog die Schultern hoch. „Wie gesagt, die Zeit ist zu kurz bemessen, um ein endgültiges Urtheil fällen zu können, — ich habe weder Nehe noch Probirstein zur Hand, — aber gerade die Münzen machen einen ganz absonderlichen Eindruck.“

„Gerade die Münzen?“ — Ich wurde immer erregter. „Haben Sie dieselben genau betrachtet? Ist dieser Imperatoren-Kopf nicht der des Augustus? Ist dieses Silberstück mit dem Brustbild eines römischen Legionärs nicht eine jener Denkmünzen, die dem Flavius

Maximus zu Ehren geschlagen wurden, dem tapferen Anführer jener berühmten zweiten Legion, die zur Augusteischen Zeit in Lambessa ihr Standquartier hatte? Ich meine, die deutlich erkennbaren Buchstaben FLAV. MAXIM. weisen darauf hin."

"Aber diese Buchstaben sind zum Theil absolut nicht römisch. Ein F und ein M, wie die hier dargestellten, könnte man gar nicht. Auch der Vorbeekranz aus dem Hause des Augustus kommt mir verdächtig vor, und diese Lampe hat eine so intensiv grüne Farbe, daß — nun, ich wiederhole, das sind eben nur Vermuthungen, denn Positives über die Echtheit der Gegenstände kann ich nicht sagen. Ich glaube ja auch nicht, daß Ihre braves Wüstengegenst. Sie hat absichtlich täuschen wollen; aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es nirgends so viele Falsifizate, so viele Nachahmungen von Antiquitäten gibt, wie gerade in Algerien."

Stillschweigend packte ich meine Siebenfachen wieder ein. Hätte ich den ganzen Kram in einem Bazar erstanden, dann würde ich mich ohne Weiteres der Ansicht E's zugeneigt haben. Aber wie sollte Ali N'lila zu Falsifizaten gekommen sein!"

An einem herrlichen Junimorgen reiste ich mit dem Dampfer „Oran“ nach Marseille zurück. Das Meer schimmerte im Frühroth wie ein ausgebreiterter Purpurnmantel, und die kleinen, weißen Gischtköpfe der Wellen nahmen sich aus wie Hermelinbesatz. Fernhin entchwand allgemach die zauberische Bucht von Algier unserer Blicken; hin und wieder tauchte noch, vom Glanze der aufgehenden Sonne voll getroffen, ein weißes Haus aus blauen Nebeldünsten auf, dann zerrann Alles im Aether wie eine Phantasie magorie.

Ich hatte es mir auf dem Deck bequem gemacht und blätterte in den Zeitungen umher, die mir noch im Augenblide der Absfahrt von einem Journalverkäufer angehängt worden waren. Unter ihnen befand sich auch ein kleines algerisches Blattschablon, „Le petit Algérien“ oder ähnlich betitelt, — und in diesem las ich zu meinem Entsezen einen Artikel, der mich sonst recht lebensheiteren Optimisten für fünfviertel Stunden in einen verbissenen Pessimisten und Menschenverächter verwandelte. Besagter Artikel lautete nämlich also:

"Im Departement Batna ist man vor kurzem einem ganz raffinirten Schwund auf die Spur gelommen, dessen Aufdeckung möglichste Verbreitung verdient. In Batna selbst, ferner in El Kantara und Biskra, sowie vermutlich auch in anderen höheren Dänen des Zibans hat sich seit einiger Zeit eine gut organisierte Bande von Falschern niedergelassen, die es sich zur Aufgabe mache, unechte Antiquitäten und werthlose Nachahmungen als echte Ware an Touristen und Einheimische zu verschachern. Die Bande bestand nur aus Arabalen, Negern und Mozabiten, — Gottlob hat kein Franzose seine Hand im Spiele gehabt. Der Hauptzügler der Gesellschaft scheint in Batna gewesen zu sein, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß sie selbst in Constantine Anhänger zählte; zu ihren thätigsten und eifrigsten Mitgliedern gehörte jedenfalls ein in Constantine ansässiger Einborener. Mit welch ausgesuchtem Raffinement diese Bande zu Werke ging, um ihren Schund an den Mann zu bringen, davon nur ein Beispiel. Verschiedene Reisende, die vom Djoum-es-Sahara aus nach dem Ziban zogen, wurden in den letzten Monaten auf der Paßhöhe des Djebel Kteif häufig von einem originellen Bettler belästigt, der daselbst Station gemacht zu haben schien. Der närrische Geselle pflegte durch sein auffallendes Gebahren gewöhnlich das Interesse der Reisenden zu erregen, denen er die höchst phantastische Geschichte seines Lebens und Leidens zu erzählen nie versetzte. Daran schloß sich meist eine Schilderung der Höhle, die er in einem Querthale des Passes von Sja bewohnte, und die er als Merkwürdigkeit zu zeigen sich erbot. Folgte man ihm, so wurde man auf allerhand Schleichwegen in eine Grotte geführt, in der es denn in der That auch des Interessantesten genug gab. Zunächst die Tochter des Herrn Einsiedlers, — ein allerliebstes Lockvögelchen, dann das Interieur der Höhle und schließlich eine Sammlung von Alterthümern, die der brave Anachoret da und dort gefunden haben wollte. Wer wittert in der Höhle eines Bettelnden Einsiedlers nachgemachte Antiquitäten? Kein Mensch! Und so kaufte denn Jeglicher dem armen alten Ali für gutes Geld ein „alt-römisches“ Thonlämpchen, das vielleicht erst vor vierzehn Tagen auf dem Markte erstanden worden war, eine „numidische“ Silbermünze aus Bleiguß und andere Prachtstücke mehr ab. Nur einmal ging es dem brauen Ali schlecht, recht schlecht, — und das sollte sein Ende sein. Reiste da fürlach Mr. Guéron, der Director der Académie d'Hippone, über den Djebel Kteif und sah sich gleich Anderen veranlaßt, die Höhle des Einsiedlers in Augenschein zu nehmen. Das reichhaltige Lager, das der gute Ali aufgestapelt, erregte den Verdacht des Archäologen; er forschte nach, fuhr den seltsamen Einsiedler hart an, drohte mit dem Zellengefängniß — und siehe da: Ali wurde weich, stürzte Guéron zu Fuß und gestand offenherzig, daß ein mozabitischer Handels-

mann aus El Kantara, Kambodja Sjaad mit Namen, ihn zu seinen betrügerischen Manipulationen veranlaßt habe, und daß derfelbe Kambodja ihn auch regelmäßig mit neuer gefälschter Ware versehe. Mr. Guéron sprach mit dem Kommandanten von Biskra über die Sache, die Angelegenheit wurde weiter verfolgt, und heute sitzt eine zahlreiche Gesellschaft, des Betruges angelagt und ihres Urtheilspruches harrend, hinter Schloß und Riegel . . . ."

Als ich diese Zeilen gelesen, lag ich etwa eine halbe Stunde bewegungslos, starre in den blauen Himmel hinein und überlegte, wo denn noch Treu und Glauben zu finden sei. Im cultivirten Lande nicht, — und in der Wüste erst recht nicht! O Ali N'lila, — o Sjaad Kambodja! In verschwiegener Nacht aber, als der Himmel längst seinen Sternentalar übergehängt und das Meer seinen Purpurnmantel mit einem blauschwarzem Fittich vertauscht hatte, öffnete ich leise das Rundfenster meiner Kabine und ließ eine Anzahl dunkler Gegenstände, Stück für Stück, in die rollende See gleiten. Und dann holte ich mein Taschenbuch, in dem ich meine Reise-Ausgaben einzutragen pflegte, hervor und durchtrich die auf einer Seite notirte Bemerkung: „Fr. 200 für Alterthümer“ dic, ganz dic mit Bleistift. Dafür schrieb ich nieder: „Fr. 200 für den Anblick eines Wüstengegenst." —

Nachdruck verboten.

### Die Früchte des Meeres.

Von Hasso Harden.

**G**on Zeit zu Zeit erscheinen in unseren Journals bald kleinere, bald größere Artikel, in denen mit gewaltiger Gelehrsamkeit und unter dem Aufwande eines aufwendenden statistischen Zahlenreihen der Beweis geführt wird, daß unsere Ueberflutung unselbstverdrossen verhungern müssen. „Dereinst wird kommen der Tag,“ so liest man wohl schaudernd, an dem die Überbevölkerung unseres Erdballs nicht mehr im Verhältniß zu dessen Produktionsfähigkeit steht und der Mensch sich vor die graue Thatsache des Hungerns oder der gegenseitigen, vielleicht bis zum brennenden Wertwerthen Zustände der Anthropophagen gesteigerten Vernichtung gestellt sehen wird. Recht angenehme Aussichten, in der That! — Gottlob dürfen wir aber unbeforgt über dieselben zur Tagesordnung übergehen. Es kann gar seinem Zweifel unterliegen, daß eine allzu große Bevölkerung sich in sich selbst sehr bald regulieren würde; ebenso ist es aber auch unzweckhaft, daß der menschliche Geist noch zahllose Mittel und Wege der Ernährung finden wird, von denen wir heute nichts ahnen. Es ist gewiß, daß bisher nur ein verschwindender Bruchteil der Erdoberfläche wirklich bis zur höchsten Grenze seiner Produktivität angepaßt ist; es ist aber andererseits nach dem Auspruch einer unserer ersten Autoritäten auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß es dereinst gelingt, aus anorganischen Stoffen, vielleicht auf elektrischem Wege, unmittelbar allgemein brauchbare Nahrungsmitte zu gewinnen.

Wir brauchen jedoch unsere Phantasie gar nicht so fühl in weite Ferne hinzuweisen zu lassen; uns Allen müste eigentlich aus greifbarer Nähe bekannt sein, in wie geringem Maße heute noch, — heute wo ja schon bei uns nur allzu häufig das Schlagwort von der Überbevölkerung er tönt, — ganz gewaltige Produktions-Gebiete ausgenutzt werden; ich diente in erster Linie an jene reichen Gefilde, in denen man „erntet, ohne zu säen,“ an das Meer.

Die Bedeutung der Fischzucht ist gerade in Deutschland noch lange nicht genug gewürdig; im großen Ganzen ist von einzelnen, verhältnismäßig kleinen Gegenden und von dem wiederum, vielgeliebten und vielverkannten Hering abgesehen, der Fisch ein nur zu seltener Gaß in unseren Kochtöpfen, auf unseren Tafeln. Ich gebe gern zu, eine Wendung zum Besserern ist bereits eingetreten, die legenstreichen Wirkungen der künstlichen Fischzucht für die Wiederbevölkerung unserer verödeten Ströme und Bäche haben sich hier und dort bereits fühlbar gemacht, und in den größeren Städten ist der Consum von Seefischen, — und auf diesen kommt es hauptsächlich an, — etwas gestiegen. Aber diese Steigerung ist doch nur einem sehr außerordentlichen Beobachter erkenntbar, sie ist sehr gering. Tatsächlich entfallen an Fischzehrung auf den Kopf der Bevölkerung täglich in Berlin nur etwa  $\frac{1}{10}$ , in Wien gar nur  $\frac{1}{100}$  Pfund, während der Londoner ca.  $\frac{1}{2}$ , der Pariser täglich gar  $\frac{1}{2}$  Pfund verzehrt. Und doch sind im Fischfleisch nur fünf Procent weniger kraftbildende Bestandteile enthalten, als im Ochsenfleisch, und durchschnittlich vier Procent mehr, als im Weißbrot!

Wo liegen die Gründe für dieses augenscheinliche Mißverhältniß, das um so merkwürdiger ist, als heute selbst auf den Märkten kleiner, von der Käste ziemlich weit entfernter Orte das Kilogramm guten Seefisches meist um fast die Hälfte billiger zu liefern ist, als Rindfleisch, dem der Herr Schlächter noch dazu die ortsübliche Zugabe an Knochen nie vorenthalten?

Man hat die Schuld meist auf nicht genug ausgebildete Verkehrsmitte und auf schlecht organisierte Marktverhältnisse geschoben. Ich will gern zugeben, daß beide Factoren misstreuken, und daß sie, wie Alles in der Welt, noch recht verbessерungsfähig sind. Der Seefisch-Handel vor Allem ist bei Weitem nicht verzweigt genug, er ist nicht auf den Massenabsatz hin ausgebildet, und die Detailisten in mittleren und kleinen Städten, die „jo nebenbei“ auch einmal in Seefischen ein Geschäft machen, verstehen im Allgemeinen zu wenig von der Ware und ihrer Behandlung. Die Hauptzüchtern, durch welche sich der erstaunlich geringe Seefisch-Verbrauch in Deutschland erklären läßt, liegen aber meines Erachtens anderswo; sie liegen einmal in dem mangelhaften Betriebe der Fischerei seitens unserer Küsten-Bewohner und zweitens in dem Verhalten der Käufers.

Es ist leider eine unerträgliche Thatsache, daß die Fischgrände in der Ostsee schwer erreichbar sind und sich nur allmälig, durch fortgängige Schonung, wie sie ja durch das Gesetz vom Jahre 1874 im Wesentlichen gesichert ist, heben lassen

werden. Unsere Nordsee dagegen, — die wir, beiläufig bemerkt, allein von allen Nationen nicht das deutsche Meer nennen, — besitzt noch immer ein geradezu unbegrenztes Arbeitsfeld; es gibt in ihr tatsächlich Stellen, in denen ein Hektar Meerwasser den hunderfachen Extrakt einer gleich großen Weizenfläche liefert. Die Ausbeute dieser überaus werthvollen Gebiete, die nach dem Urtheil unserer ersten Sachverständigen alljährlich den Werth einer halben Milliarde Mark übersteigt, liegt aber heute in erster Linie nicht in deutschen, sondern in ausländischen Händen: englische, holländische, französische Fischer heimen hier überreiche Ernten ein. Noch immer begnügen sich unsere Fischer — mit geringen Ausnahmen, — mit dem minderen Ertrag der Küstenstriche und überlassen den fremden Zugängern das ungleich lohnendere Gebiet der Hochsee-Fischerei. Während jene nämlich nur einzeln oder in schwachen Gesellschaften ihrem schweren Berufe nachgehen, arbeiten die Leute in großen, wohl organisierten Gesellschaften, mit bedeutenden Kapitalien und in der vorsprünglichsten Ausräzung. Unseren Fischern fehlen sowohl die großen, feuchtigen Smals, Fahrsenge, welche zwischen fünfzehn und zwanzigtausend Mark kosten, wie die schnellen, eisgefüllten Dampfer, welche Jenen auf hoher See den Fang abnehmen und ihn sicher den nächsten Häfen und gutem Abzug zu führen. Es ist in den letzten Jahren allerdings endlich staatlicherseits der deutschen Hochsee-Fischerei eine erhöhte Ausmerksamkeit zugewendet worden, aber es werden sicher noch Jahre vergehen, ehe sich die Wirkung dieser Unterstützung lebhafter fühlbar macht. Vorläufig haben wir mit der Thatsache zu rechnen, daß Deutschland durchschnittlich alljährlich für über dreihundert Millionen Mark mehr an Meeres-Producten ein, als ausführt, und nichts ist bezeichnender, als daß wir an unseren langgestreckten Küsten nicht mehr als dreihundert Fischerei-Großbetriebe mit wenig über drei hundert dabei beschäftigten Personen, und nur zehntausend siebenhundert Kleinbetriebe mit etwa vierzehntausend Fischern besitzen, während Frankreichs Seefischerei vierundachtzigtausend Männern lohnende Beschäftigung gewährt und England gar hundertzwanzigtausend Fischerei zählt. Auch die österreichische Seefischerei traut an Wichtigkeit, welche den deutschen sehr ähnlich sind; das kleine italienische Städtchen Chioggia erzielt einen Fischerei-Ertrag, der denjenigen aller österreichisch-ungarischen Küsten um das Viersache übersteigt.

Aber die Haupthilf zu dem geringen Ertrag, ja man kann wohl sagen, an dem Darniederliegen unserer Seefischerei scheint mir doch, wie ich schon hervorhol, an dem Verhalten der Käufers zu liegen; eine größere Nachfrage würde die Produktion schnell erhöhen: Es geht das unsere Hausfrauen an! Für den Deutschen des Binnenlandes ist der Seefisch, rund herum gelegt, etwas Ungewöhnliches, er sieht ihn wohl ganz gern gelegentlich auf seinem Tische erscheinen; er betrachtet ihn, wenn er etwa in Gestalt einer gebundenen Seegurke erscheint, als ein stets willkommenes Gericht, — ein regelmäßiges Recht auf volle Würdigung, wie er es seinem Geschmac und seinem Nährwert nach verdient, hat ihm die deutsche Küche im Allgemeinen noch nicht eingeräumt; er ist, möchte ich sagen, leider zu sehr Delicatessen geblieben, obwohl sein heutiger Preis ihm sehr wohl volstähnlich zu werden gestattete. Selbst in Berlin, wo die regelmäßigen Auctionen in den Markthallen und zahlreiche renommierte Fisch-Handlungen den billigen Bezug ungemein erleichtern, ist er in den Räumen der breiteren Schichten der Bevölkerung ein seltener Guest geblieben. Ich glaube immer, unsere Hausfrauen trauen dem Seefisch nicht. Er sättigt ihrer Lust nach nicht, während sein Nährwert in Wirklichkeit doch ein ungemein hoher ist und in England, Amerika, Frankreich auch vollkommen anerkannt wird. Ich fürchte aber außerdem, daß die sonst mit Recht so hoch geschätzte deutsche Köchin in Bezug auf die Zubereitung des Seefisches hinter ihren französischen und britischen Colleginen nicht unbedeutlich zurücksteht; sie verfügt vor Allem nicht über die Mannigfaltigkeit der Zubereitung, in welcher die Gaben Republik's dort auf den Tischen selbst der Armeren erscheinen! Es ist hier noch ein reiches Arbeitsfeld für unsere Kochbuch-Literatur. Der Consument entscheidet schließlich überall über den Bedarf, wenn der Produzent ihm auch wesentlich entgegenkommt, und der Händler sich in gewisser Weise sogar sein Publicum erziehen und heranziehen muß, — sollen die Früchte des Meeres wirklich zu einem Volks-Nahrungsmittel werden, so muß die Hausfrau für ihr Theil daran mitarbeiten. Und es wird sie sicher nicht gereuen!

Nachdruck verboten.

### Die Veilchen.

Skizze von Albert Leo.

**S**ie war noch immer eine schöne Frau, und sie stand auf der Höhe ihres künstlerischen Königs und auf der höchsten Staffel des Ruhmes. Ihre plastische Gestalt, der Adel ihrer Bewegungen, der Ausdruck ihrer Züge und der Zauber ihrer Stimme ließen sie in jeder Rolle Triumph feiern, die sie auf der Bühne verlorperie. Sie sang Mozart, Verdi und Wagner mit gleicher Vollendung, und ihre Verehrer nannten sie das universellste Genie, das jemals die deutsche Bühne besessen. Außerdem nannte man sie die liebenswürdigste Frau, denn sie nahm jede Huldigung mit einem Lächeln entgegen, das den glücklichen Empfänger wie ein Sonnenstrahl berührte.

Ob sie selbst glücklich war? Man wußte, daß sie in ihrer Jugend verheirathet gewesen, daß diese Ehe nach wenigen Monaten getrennt worden war. Weshalb? Wenn man den Grund jemals gewußt hätte, so hätte man ihn doch längst vergeben; denn sie war eine große Künstlerin und noch immer eine schöne Frau, aber zwei Jahrzehnte lagen zwischen ihrer Ehe und der Gegenwart. Aber wie sollte sie nicht glücklich sein? Sie lebte ihrer Kunst, sie erwarb Schätze, ein Schloß in Steiermark und eine Villa in der Hauptstadt standen zu ihrer Verfügung, und wo sie sich zeigte, harrte ihrer ein Triumph, — das Glück ihrer Ehe, wenn es ein solches gewesen war, mußte längst überwunden sein.

Sie hatte ein Herz, denn sie war wohltätig. Kein Winter verging, in dem sie nicht ein Concert gab, dessen Kosten sie allein trug und dessen reichen Extrakt sie ungeschmälernd den Armen und Bedürftigen zuliefen ließ. Indiscrete Menschen sorgten nach jedem dieser Concerte dafür, daß man in den Zeitungen lesen konnte, wie viel sie für die Armen erjungen hatte. Es war jedes Mal eine statliche Summe, und es ließ die Sängerin gut, daß sie erröthe, wenn man sie zu-



"Da kommt er!" Von Heinrich Bünter. — Siehe Seite 5.  
Nach einer Photographie aus dem Portfolio von Gustav Schaner in Berlin.

ihrem großen Erfolge und zu ihrem weichen Herzen beglückwünschte.

Der Concertsaal war wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, und die schöne Frau wurde wie immer mit einem tosenden Beifallssturm begrüßt, als sie auf dem Podium erschien. Sie hatte nur Bereher, männliche und weibliche, vor sich, und Niemand merkte daher, daß ihr Lächeln ein wenig gezwungen, ihre Verneigung ein wenig hochmütig, ihre Toilette ein wenig zu jugendlich war, und daß ihre schönen Augen nicht wärmer strahlten als die Brillanten, die sie im Haar, um Hals und Arme trug.

In der ersten Reihe des Parquets, dem Podium zunächst, sah ein junges Paar. Vielleicht ein Brautpaar, vielleicht auch junge Eheloste, — jedenfalls liebten sie sich. Das sah man, wie sich Schulter an Schulter neigte, wie sich versteckt manchmal die Hände suchten, und wie er ihr Haar mit den Lippen streifte, wenn er ihr in das Ohr flüsterte. Unter laufenden Menschen, die nur für die Sängerin ein Auge hatten, zwei, welche die Sängerin über sich selbst vergaßen. Die schöne Frau wurde fast gestört dadurch, und doch wieder reizte es sie, auch diese in ihren Raum zu zwingen. Und sie sang! Aber wenn sie geendet hatte, und tausend Hände in einander klatschten, dann benützten diese beiden Händepaare in der ersten Sitzreihe nur den Augenblick allgemeiner Unaufmerksamkeit, um versteckt einen Druck zu tauschen.

Das Concert war zu Ende. Die Bereher der Künstlerin jubelten sie wieder und wieder hervor, Blumen und Lorbeerkränze flogen ihr zu Füßen. Nur die Zwei in der ersten Sitzreihe machten sich bereit, zu gehen, die Menge wartete noch auf eine Zugabe, — das Paar hatte wohl Eile, nach Hause zu kommen. Da setzte sich die Sängerin selbst an das Clavier, — sie erinnerte sich plötzlich eines Liedes, das sie mit ihrem Begleiter nicht durchgesungen hatte, und in der allgemeinen Stille mußte auch das Paar in der ersten Sitzreihe seine Pläne wieder einnehmen. Und die Künstlerin sang von Neuem! Ein einfaches Lied, ein Volkslied, natürlich ein Lied von der Liebe. Aber wie sie es sang, — nicht für die Menge, nur für die Zwei! In den Augen des Mannes ging ein Leuchten auf, und die Augen des jungen Weibes füllten sich mit Thränen, und als die Sängerin geendet hatte, da leuchteten seine Augen dankbar zu ihr hinüber, und das junge Weib nahm den Veilchenstrauß von ihrer Brust und warf ihn der Künstlerin zu Füßen. Ein armeloser Büschel Veilchen für fünfzig Pfennige, aber er, der Geliebte, hatte ihn gebracht.

Aus all' den Blumen, die ihr zu Füßen lagen, griff die Sängerin nur nach den armelosen Veilchen. Als sie in den Räumen ihres Wagens schaute und ihrem glänzenden, einsamen Heim entgegenfuhr, sog sie nachdenklich den Duft der Blumen ein. Sie dachte an zwei glückliche Menschen. „Möchtest ich glücklich bleiben!“ murmelten ihre Lippen.

Nachdruck verboten.

## Aus der Petersburger Gesellschaft.

**S**ie vornehme Gesellschaft hat sich allmälig wieder in Petersburg eingefunden, um nach längerem Aufenthalt auf den Gütern oder in den französischen Seebädern, — natürlich nicht ohne das geliebte Paris für längere Zeit berührt zu haben, — sich für den Winter in der heimathlichen Hauptstadt niederzulassen. Aber die eigentliche Geselligkeit hat noch nicht begonnen, denn man wartet mit dieser bis zur Verlegung des kaiserlichen Hofslagers von Gatschina nach dem Anitschlow-Palais am Newski-Prospekt. Um so eifriger werden daher Theater und Concerte besucht; die dort gewonnene Eindrücke dienen dann als Gesprächsstoff bei den Empfangstage in den verschiedenen Salons. Jede Dame, welche irgendwie darauf hält, ein Haus auszumachen, hat ihren bestimmten wöchentlichen Empfangstag, und ein häufigeres Versäumen dieser Empfangstage verargt man sich gegenseitig sehr; — natürlich an die unverheiratheten Herren werden in dieser Besichtigung große Ansprüche gemacht. Es ist ungezogen, in einem Hause, in welchem man verkehrt, nicht die Empfangstage der Haushfrau mindestens zweimal monatlich zu besuchen. Letztere ist befriedigt, wenn ihr Salon in den Stunden von Vier bis Sechs möglichst gefüllt ist. Die jüngere Welt gruppiert sich dann um einen kleinen Theeisch, an welchem die Tochter des Hauses den Thee zubereitet; die älteren Besucher nehmen in der Nähe des Hausherrn Platz. Der Hausherr spielt, zu seiner innigsten Genugthuung, gar keine Rolle; er besucht in dieser Zeit entweder andere Empfangstage oder bleibt in seinem Zimmer. Es würde zum schlechten Ton gehören, wollte er sich in diesen Stunden im Salon seiner Gemahlin sehen lassen. Da aber in Petersburg sehr viele Häuser zur vornehmen Welt gehören, mithin sehr viele Empfangstage auf denselben Tag fallen, so können der richtige Weltmann oder die Löwinnen der Gesellschaft jedem Salon nur eine sehr knapp abgemessene Zeit widmen, umso mehr als der eigentlichen Empfangsstunden nur zwei, wie schon erwähnt, von Vier bis Sechs sind. Da nun aber nur die wenigen Menschen im Stande sind, innerhalb zehn Minuten bis zu einer Viertelstunde, von welcher Zeit noch die gewöhnlichen Begrüßungs- und Abschiedsredensarten abgehen, eine geistreiche Unterhaltung zu machen, so gestalten sich die Gespräche recht einstöckig und fade, bewegen sich um geselligen Klatsch und oberflächliche Beurtheilung der Oper, des Schauspiels und Balletts oder eines Concertes und der Gemälde-Ausstellungen. In jedem Salon hört man so ungesähr dieselben Bemerkungen zwischen der Haushfrau und deren Gästen. Mit Aufsicht des Kaiserpaars beginnt jedoch für sechs bis acht Wochen die eigentliche Geselligkeit; dann entwächst sich ein wahrscheinlich großartiges gesellschaftliches Leben, wie es wohl nur wenige Hauptstädte bieten.

Nach der Rückkehr aus Kopenhagen, beziehungsweise Berlin, war das Kaiserpaar nur zweimal in der Hauptstadt, zum Geburtstag der Kaiserin und zum Georgen-Ordensfeste. Der erste Weg des Kaisers war zum Grabe seiner Eltern in der Ahnengruft der Romanows innerhalb der Petersburger Festungskirche, und lange verweilte er zwischen den beiden Sarkophagen, knieend im Gebet verunken. Wenngleich Kaiser Alexander III. eine ganz andere Natur ist, als sein Vater, und trotzdem er denselben niemals so findlich nahe gestanden, wie sein ältester Bruder, der verstorbenen Thronfolger, und die übrigen Geschwister, so hat er doch eine große Pietät für seine Eltern. Das Andenken der Mutter hält er darum so heilig, weil sie ihm in den letzten Jahren ihrer schweren Krankheit, in denen das Verhältniß zwischen Kaiser Alexander II.

und der Fürstin Dolgoruki, späteren Fürstin Jurewsko spielte, ein Verhältniß, welches er wie seine Gemahlin aus tiefer Seele missbilligten, nicht mit Unrecht als eine Märtyrerin erschien. Aber die Schilder des Vaters erscheint selbst dem streng denkenden Kaiser Alexander III. durch dessen durchbaren Tod geführt. Wer ihn am Morgen des 14. März 1881 gesehen, als er in den Sälen des Winter-Palais, unweit des Zimmers, in welchem der verstummte Körper des Vaters lag, die Andächtigkeiten seiner Familie und des gesammten Hofes empfing, der konnte sich überzeugen, wie tief ihm der Schmerz um den Verlust des Vaters ging. Unter Schluchzen durchschritt er, am Arme der jungen Kaiserin, die weiten Säle, und in wirklich wildem Schmerz zog sich sein Gesicht zusammen, als ihm zum ersten Male von der Wache der Cavalier-Gardes der Gruß: „Gesundheit wünschen wir Ew. Majestät!“ entgegenschallte. Seit jener Zeit sind viele Jahre verflossen, und die Wunden sind vernarb; aber die kindliche Hingabe an das Andenken der Eltern ist bei Kaiser Alexander verblieben.

Als er diesmal, wieder am Arme seiner Gattin, durch die Säle des Winter-Palais schritt und die langen Reihen der Georgen-Ordens-Mitter begrüßte, fand man allgemein, daß sein Ausdruck fast noch ernster als gewöhnlich war, und diese Erscheinung wollte gar nicht zu all dem passen, was man über das heitere Familieneben in Dänemark und über die befreidigenden Eindrücke in Berlin vernommen. Die Kaiserin dagegen sah lieblich und freundlich wie immer aus, und wußte man nicht, würde man es nicht glauben, daß sie vor wenigen Tagen ihren vierzigsten Geburtstag gefeiert. Kaiserin Maria Fedrowna ist ein ganz selten glücklicher und beglückender Charakter; an ihr hat sich wahrlich die vortreffliche, treue Familien-Erziehung belohnt, die sie im elterlichen Hause genossen. Bildet dieses doch noch bis zum heutigen Tage den einzigen Zufluchtsort, wo sie, wie ihr Gatte, der mächtige Russen Zar, wenigstens einige Wochen des Jahres in ungetrübter Ruhe zubringen kann. Aus all dem trügerischen russischen Glanz zieht es sie beide immer mächtig nach der dänischen Einfachheit. Auch mit ihren Geschwistern ist die Kaiserin im intimsten Verhältniß geblieben, namentlich mit der Lieblingschwester, der Herzogin Thyra von Cumberland, deren schwere, jetzt glücklich überstandene Krankheit ihr sehr nahe ging. Mit dieser jüngeren Schwester hatte sie ihre Mädchenzeit verbracht, als die älteste bereits in London als Prinzessin von Wales lebte. Beide Mädchen hatten in einer gemeinsamen Stube gewohnt und waren in der größten Einsamkeit aufgewachsen. Schon bald später noch Prinzessin Dagmar, als sie Baronin von Außland war, ihre nunmehr so reichen Toiletten, die sie immer nur einige Male trug, der Schwester in Kopenhagen, bis dem auch diese durch ihre Heirath in äußerlich glänzende Verhältnisse gelangte. So heiter und lebenslustig auch die Kaiserin ist, so gern sie an Vergnügungen teilnimmt, so ist sie doch zunächst die treueste und liebweste Mutter und Gattin. Es herrscht immer ein regelrechtes Familienleben, wie es jeder Ehe zum Ruhm dienen könnte, gleichviel ob der Hof sich in Peterhof, Gatschina oder Petersburg aufhält. Das Frühstück wird gemeinsam mit dem Kaiser und den Kindern eingenommen, und dann beginnt von früher Vormittagsstunde für den Kaiser, wie auch für die Kaiserin eine rege Thätigkeit. Der Kaiserin unterstehen unzählige Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anstalten in den beiden Hauptstädten, wie in allen Theilen des Reichs, deren Verwaltung täglich mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Darum hat auch die Kaiserin ihre eigene Kanzlei unter Geheimrat Dom, den man ihren Minister des Wohlthätigkeits- und Erziehungsweises nennen könnte. Täglich hört sie sich nicht nur denen Vortrag an, sondern auch den der verschiedensten Vorsteher und Vorsteherinnen dieser oder jener Anstalten, welche sich zu persönlicher Rücksprache nach Gatschina begeben. Kaiserin Maria sah diese Thätigkeit sehr ernst auf, und die segensreichen Folgen hieron sind in allen Theilen ihres Besitzbereichs zu spüren. Namentlich in den ersten weiblichen Erziehungs-Anstalten in Petersburg, — Kloster Smolna und dem Katharinenski, — ist die Erziehung der vornehmsten jungen Damen eine weit forschägtere geworden; man hat nicht nur die wissenschaftliche Ausbildung gehoben, sondern versucht auch eine Art Familien-Erziehung, etwa wie sie im Elternhause sein könnte.

Neben ihrer obengenannten Thätigkeit widmet sich die Kaiserin eingehend der Erziehung ihrer Kinder, überwacht den Unterricht der jüngeren und zeigt sich, im Gegenzahl zu dem recht strengen Vater, als eine sehr zärtliche Mutter. Namentlich hängt ihr ganzes Herz an dem ältesten Sohn, dem Großfürsten-Thronfolger, der ihr diese Zärtlichkeit mit großer Liebe vergilt. Es ist ein reizendes Bild, den jungen Prinzen mit seiner Mutter Arm in Arm zu sehen oder zu beobachten, wenn sie ihn bei der Majorka holt und mit ihm tanzt. Dann strahlt ordentlich die mütterliche Zärtlichkeit aus ihren Augen, während der jugendliche Thronfolger ehrfürchtig voll und etwas besangen auf die Mutter und Kaiserin blickt. Täglich empfängt die Kaiserin Damen aus der ersten Gesellschaft und verbindet mit diesen in längerem Gespräch. Sie lädt sich mit Vorliebe alle möglichen Anekdoten über Persönlichkeiten aus der Gesellschaft erzählen, und da sie von allen Seiten solche vernimmt, ist sie auch über die kleinsten Vorgänge unterrichtet. Doch ist sie äußerst verschwiegen und läßt niemals jemanden merken, daß sie über ihn Dicthes oder Jenes weiß; es sei denn etwas völlig Harmloses, womit sie irgend einen alten General-Adjutanten ihres Gemahls nennen kann, was sie nicht ungern thut. Diese Verhülltheit beweist sie noch mehr in staatlichen Dingen, in welchen sie durch den Kaiser ganz genau unterrichtet sein soll. Die Kaiserin ist eine leidenschaftliche Reiterin, sieht vorzüglich zu Pferde aus und kennt keine Gefahr; alle Truppen-Uebungen macht sie zu Pferde mit, auch die Jagden in den polnischen Wäldern, wobei sie sich oft so nichtachend der Gefahr zeigt, daß ihre Umgebung sehr besorgt um sie ist. Bei ihrem letzten Aufenthalt in der Krim ließ sie auf den kleinen, kaum zugerittenen tatarischen Pferden in unwegsamen Gebirgsgegenden herum, in denen ihr nur Wenige folgen konnten. Ein großes Vergnügen der Kaiserin, wie auch der jüngeren Großfürsinnen und der Petersburger Damen ist das Schlittschuhlaufen und das Herabrollen auf Handschlitten von auf der Eisfläche errichteten hohen Eisbergen. Letzteres ist nicht ganz ungefährlich. Die Gefährte sind jene einfachen Handschlitten, wie sie der gesammten deutschen Jugend bekannt sind. Vorn sitzt ein Herr, der den Schlitten steuert, — was auf der spiegelglatten Eisfläche nicht ganz leicht ist, — und hinter ihm kniet die Dame, sich an den Schultern des Cavaliers festhaltend. Der Abend wird in Gatschina meistens im Familientreise zugebracht. Der Kaiser liebt es, seine Partie Wint, — ein Gemisch von Whist und Boston — zu machen, wobei meistens sein Hausmeister und langjähriger Bertrauter Graf Woronzow-Daschkow,

General-Adjutant Tschewerin, der Chef des Hauptquartiers General-Adjutant von Richter, hier und da auch sein Onkel, der Großfürst Michael, oder sein Bruder, der Großfürst Wladimir, die Mitspieler sind. Es wird dabei zu einem ganz niedrigen Punkt gespielt. Die Kaiserin sieht oft ihr besonders befreundete Damen bei sich, zu welchen namentlich die Herzogin Eugenie von Oldenburg, die Gräfin Boronzow-Daschkow und Frau von Scheremetew, geborene Gräfin Stroganow, — eine Enkeltochter Kaiser Nikolaus I., — gehören. Auch ihre jüngste Schwester Großfürstin Sergej, geborene Prinzessin von Hessen, ist mit der Kaiserin eng befreundet. Die langjährigen Hofräume des Kaiserin, Fräulein von Dierow und die Gräfinnen Kutusow, — Schwestern des Militär-Bevollmächtigten in Berlin, — gehören auch zu den Vertrauten der Kaiserin und bilden deren näheren Umgang.

Während des Aufenthaltes in Petersburg ist natürlich das Leben am Hofslager ein weit bewegteres. Das Kaiserpaar ist fast jeden Abend im Theater, — meistens in der Oper, dem russischen Lustspiel, dem Ballet oder dem französischen Theater, — und nach der Vorstellung auf irgend einem Ball oder einer sonstigen Feierlichkeit. Beim Kaiserpaar selbst finden etwa zehn größere und kleinere Bälle statt; aber der Kaiser wie die Kaiserin erscheinen auch in einigen vornehmen russischen Häusern; jedoch nur bei ganz besonderen, äußerst seltenen Gelegenheiten, zu Feierlichkeiten bei den auswärtigen Botschaftern. Täglich befindet auch das Kaiserpaar während des Petersburger Aufenthaltes Wohlthätigkeits-Anstalten, Armenhäuser, Lazarette und Schulen; in den Lazaretten begeben sich beide selbst in die Säle der aufsteigenden Krankheiten. Die Kaiserin liebt das gesellige Petersburger Leben ganz außerordentlich, und es wird ihr jedes Mal schwer, zu Beginn der Fastenzeit wieder nach dem doch recht einsam gelegenen Gatschina zurückzukehren.

Petersburg, Ende December 1887.

R.

## Verschiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**A**ltitalienischer Page. Von A. Tobias. Siehe das Bild, Seite 1. Heine's Gedicht von dem alten König, der jungen Königin und dem leden Page ist bekannt. „Sie mußten beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb.“ — die junge Königin und der lede Page nämlich. Vor so gefährlichem Liebespiel ist unser Page noch durch seine Jahre geschützt. Er lernt die höfliche Sitte, läßt sich in ritterlichen Spielen und im Waffendienst, wartet seinem Herrn bei Tische auf und trägt der Herrin die Schleife aus Goldbrocat. Aber aus seinen Augen leuchtet schon jetzt die Lebenslust, und sicher wird er nicht auf die Ritterwürde warten, bis die Liebe ihn die ersten Verse machen lehrt, bis er der heimliche Geliebte den ersten Handschuh entwendet und zum ersten Male ewige Treue schwört.

„Da kommt er!“ Von Benjamin Bautier. Siehe das Bild, Seite 4. In dem Gastzimmer des Dorfruges herrscht ausgelassene Fröhlichkeit. Die Dorfmilstanten spielen ihren schönsten Ländler, und Burschen und Mädel schwingen sich im Tanze, jauchzen und stampfen den Takt mit den Füßen. Nur die schöne Mirz hat sich gross und in das Vorzimmer zurückgezogen, und ihre Freundin, die Poldi, leistet ihr Gesellschaft, halb aus Freundschaft und halb aus Neugierde. Sie kann sie doch nicht allein lassen lassen zum Gespött der Burschen und Mädel. Und dann möchte sie doch auch gerne die erste sein, welche erfährt, warum der Mirz Liebster, der Franzl, heute gar so spät zum Tanz kommt. Sie ist um Trost nicht verlegen; seine alte Mutter kann stark geworden sein oder auf dem Hof etwas verpaßt, oder er hat nach der Stadt gewusst, oder — „Da kommt er!“ Die Augen der Poldi bliden gespannt nach der Thür. Und auch die Mirz, die sich erst vorgenommen hatte, dem Erwarteten keinen Blick zu gönnen, kann doch nicht anders, als ihm entgegen schauen. Gross und freilich — ein Unwetter wird's geben, denn die Mirz ist keine von denen, die man ungestraft warten lassen darf; aber der Franzl wird ihr schon einen stichhaltigen Grund anzugeben wissen. Oder er sagt auch nichts, sondern kost sie nur lachend um die Taille und schwingt sie im Walzer durch den Saal. Mit einem bösen Gesichte kann man doch nicht tanzen, das paßt schlecht zusammen, denkt dann die Mirz und lacht. Und die Poldi ärgert sich dann trotz aller ihrer Freundschaft, daß sie nicht erfährt, warum der Franzl so lange hat auf sich warten lassen.

## Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geschickt geschaffen sind.

Mit dem Schirm und der Portière eröffnen wir die angeführten Darstellungen einiger hochinteressanter Stickereien, welche auf der Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin die Bewunderung der Leute wie der Leute von Fach erregten. Die beiden aus dem Atelier von Frau Elise Bender aus Wiesbaden hervorgegangenen Gegenstände gehören nach Technik, Farbe und Stoff-Bindung zusammen, wie sie denn auch bereits während der Arbeit für eine Zimmer-Einrichtung nach Amerika verlaufen sind. Den Grund des Schirms bildet rohe Seide, auf welcher die Stickerei theils mit Auflagen aus reisfarbenem, zur Portière passendem Plüsche und Taille derselben Nuance, theils in Pastell ausgeführt wurde. Letzterer diente zur Herstellung der Disteln, deren zart abschattirte lila Schuppen durch Goldschnur markirt sind. Goldschnur begrenzt ferner die Plüsche-Auflagen, während die Seide nur ein doppelter Goldfaden umzieht. Die in der Natur so steife Distelblätte gewinnt in der von Frau Bender selbst entworfenen Zeichnung durch schön geschwungene Blattlinien und anmutige Neigung der Blüthenköpfe einen wahrhaft bestreitbaren Reiz. In umgedrehter Stoff-Anordnung zeigen die oben und unten den Schirm abschließenden Portieren gleich denen der Portiere naturfarbene und grüne Seide-Auflagen auf Plüsgrund, wodurch sie sich kräftig gegen die helle Fläche des Schirms abheben und einen wirklichen Rahmen bilden. Das Ganze umgebettet eine mit Goldschnur durchzogene und eine durch Seiden-Pom-



vons bereicherte Passmenterie-Borte. Zu der vornehmen Pracht der vom Hof-Decorateur Herrn Karl Müller geschmackvoll arran-gierten Portière trägt in hohem Maße ein goldgrünes Atlasfutter bei, auf welchem an dem zurückgeschlagenen Theil Pleinblumen,

### Aus der Frauenwelt.

Dresden. — Nach kurzem Kranken-lager verschied hierelbst die Prinzessin Pauline Victoria Anna Wilhelmine zu Schleswig-Holstein in ihrem 88. Lebensjahr. Die Heim-gangene war die Tochter des im Jahre 1841 verstorbenen Prinzen Friedrich Carl Emil von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Paris. — Lebhafte Theilnahme er-wiehte hier der kürzlich erfolgte Tod der Frau Bourcicault, Besitzerin des be-famten Waren-Magazins „Au Bon marché“. Die Verdächtene, welche in ihren kolossal Verkaufs-Magazinen ein Heer von Bediensteten beschäftigte, gehörte zu den populärsten Gestalten in Paris. Was ihr zu der großen Volks-thümlichkeit verhalf, war nicht bloß ihr lebenslanges Wesen, sondern auch ihr menschenfreundlicher Sinn, welcher sich keine Beschränkung auferlegte. Frau Bourcicault wandte noch bei ihren Be-sitztzen dem Pensionsfonds ihrer Bedien-steten fünf Millionen Francs zu, baute in ihrer Vaterstadt ein Waisenhaus und ein Asyl für alte Frauen und bestimmte mehrere Millionen anderen gemein-nützigen Zwecken in ihrer Heimat. Die Eröffnung des Testaments ergab, daß die Verstorbene gegen vierundzwanzig Millionen Francs theils allen bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten in Frankreich, theils den Angestellten des „Bon marché“ hinterlassen hat.

Lüttich. — Eine Studentin der Lütticher Universität, Fräulein Marie Beaufort aus Berviers, welche sich den pharmaceutischen Studien gewidmet und die Prüfung mit Auszeichnung bestanden hat, eröffnete in Lüttich eine Apo-theke. Es ist dies der erste Fall

in Belgien, daß eine Apotheke von einer Dame geleitet wird.

Brüssel. — Schönheits-Concurrenz und kein Ende. Kaum daß vor wenigen Monaten in verschiedenen Ländern ein Wettschreit um den Preis der Schönheit ausgefochten und ein solcher auch für den nächsten Sommer in Aussicht gestellt wurde, soll in Brüssel schon in kürzester Zeit wieder eine ähnliche Concurrenz in Seene ge-festigt werden. Die schwere Wahl wird diesmal in drei Scrutinien getroffen werden. Zuerst wird, um dem Geist der Zeit zu huldigen, das allgemeine Wahlrecht in Anwendung gebracht. Jeder Cavalier erhält bei seinem Eintritt in den Saal einen Zettel, auf dem er den Namen der Dame schreiben soll, welche er für die schönste hält. Dann wird ein Aretopag von beschrankter Mit-gliederzahl sein Wort sprechen und neun Schönheiten wählen, die ihm würdig erscheinen, zur letzten Entscheidung zu gelassen zu werden. Endlich wird eine aus fünf Herren bestehende Jury die zwei vollkommenen Schönheiten bezeichnen. Der erste Preis, der grand prix von Brüssel, wird der östhetischen Schönheit, die sich durch Reinheit der Linien auszeichnet, zuerkannt werden. Den zweiten Preis dagegen erhält die Schönheit, welche durch pikante Grazie be-zanbert. Diese beiden Damen erhalten als Preis ihr Portrait, von zwei der besten Künstler gemalt; die sieben anderen vom Aretopag bezeichneten Damen bekommen ein kleines Andenken von künstlerischem Werth.

Petersburg. — Die Damen der russischen Gesellschaft werden der Zarin für den Anteil, den diese an der Hebung der Handarbeiten im Russland nimmt, in einer sinnigen Weise den Dank ausdrücken. Man hat nämlich für die hohe Frau eine Nähmaschine bestellt, deren Kostenpreis durch eine Sammlung aufgebracht worden ist. Die Maschine ist völlig aus Silber hergestellt und mit Goldleisten versehen. Das Ganze ist reich gravirt, und den Tisch schmückt an seiner oberen Platte kostbare Edelsteine. Der Deckel des Kästchens, in dem sich die eigentliche Maschine befindet, hat die Form der russischen Kaiserkrone; sämtliche Näh-Geräthe, der Delbehälter, der Schlüssel u. s. w. sind reich mit Juwelen belegt. Der Kaiserin, welche selbst im Maschine-Räthen sehr geübt ist, da sie in ihrer dänischen Heimat zu Handarbeiten stets angehalten worden, dürfte das schöne Geschenk große Freude bereiten.

Calcutta. — Über den Ge-damak der Frauen verschiedener Völker macht ein indisches Blatt jüngst folgende Bemerkung: Die Französinnen lieben an ihren Gatten eine freie Stirn und ein lachendes Gesicht; die Deutschen verlangen vor Allem, daß der Mann seinem gegebenen Worte treue bleibe; die Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders solche, die sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasien befaßt; die Rus-

sinnen schätzen nur diejenigen unter ihren Landsleuten, welche die westlichen Völker für Witze zu halten geneigt sind; die Däneninnen lieben nur jene, welche im Lande bleiben und Reisen verabscheuen; die Engländerinnen wollen nur Gentlemen, die mit gekrönten Häuptern umgehen und deren Kunst zu erwerben wissen; die Amerikanerinnen aber würden jeden heirathen, ohne sich um seinen Rang oder seine gesellschaftliche Stellung zu kümmern, und wäre er auch bucklig, lahm, taub oder blind, — vorausgesetzt nur, daß er reich ist.

### Die Mode

Rauchtab aus im Einzelnen verboten.

Berlin. — Als Herolda der nahen Ball-Saison erscheinen Blumen in Sträußen, Guirlanden und hängenden Zweigen, von Schleifen der neuen, reizvollen Bänder zusammen gehalten. Mögen unsere Schönen dieser poetischen Tier vor Bögen und Federn den Vorzug geben und Haar und Gewänder unso reicher damit schmücken, als es zugleich gilt, der in Deutschland augenblicklich darunterliegenden Blumen-Branche zu Hülfe zu kommen.

Wien. — Die überaus praktische Mode, ein Straßen-Kostüm durch verschiedene Tailles aus anderen Stoffarten verschiedenartig zu verwerten, findet immer größere Anerkennung. Wie vielerlei Variationen verträgt nicht ein Tuch-Kostüm! Wie gut stimmt zu einem schwarzen Tuchrock eine rothe, mit matter, spitzfeiner, schwarzer Passmenterie überzogene Taffet-Taille, an deren Rändern überall Astrachantstreifen vortreten. Wer wird auch den relativen Vortheil verkennen, der einem bereits vielfach berührten Seidenrock daraus erwächst, durch eine neue Sammet-Taille aufgefrischt und mode-, salon- und theatergerecht gemacht werden zu können.

Eine Neuheit, auf welche die Saison sich viel zu Gute thut, ist der Pelzhut ohne Bindeband, mit Mimosen und Rosen garniert, zu denen sich Rosevogel-Flügel gesellen. Hübsche Resultate werden an eisenbeinfarbenen Sammet-Capoten durch die Zusammenstellung von Goldspitze und Pfauenfedern erreicht; gezogene Sammet- und Seiden-Capoten erhalten dichte Epheukrone, an denen kleine langgedröhnte Phantast-Vögelschen emporstrebten.

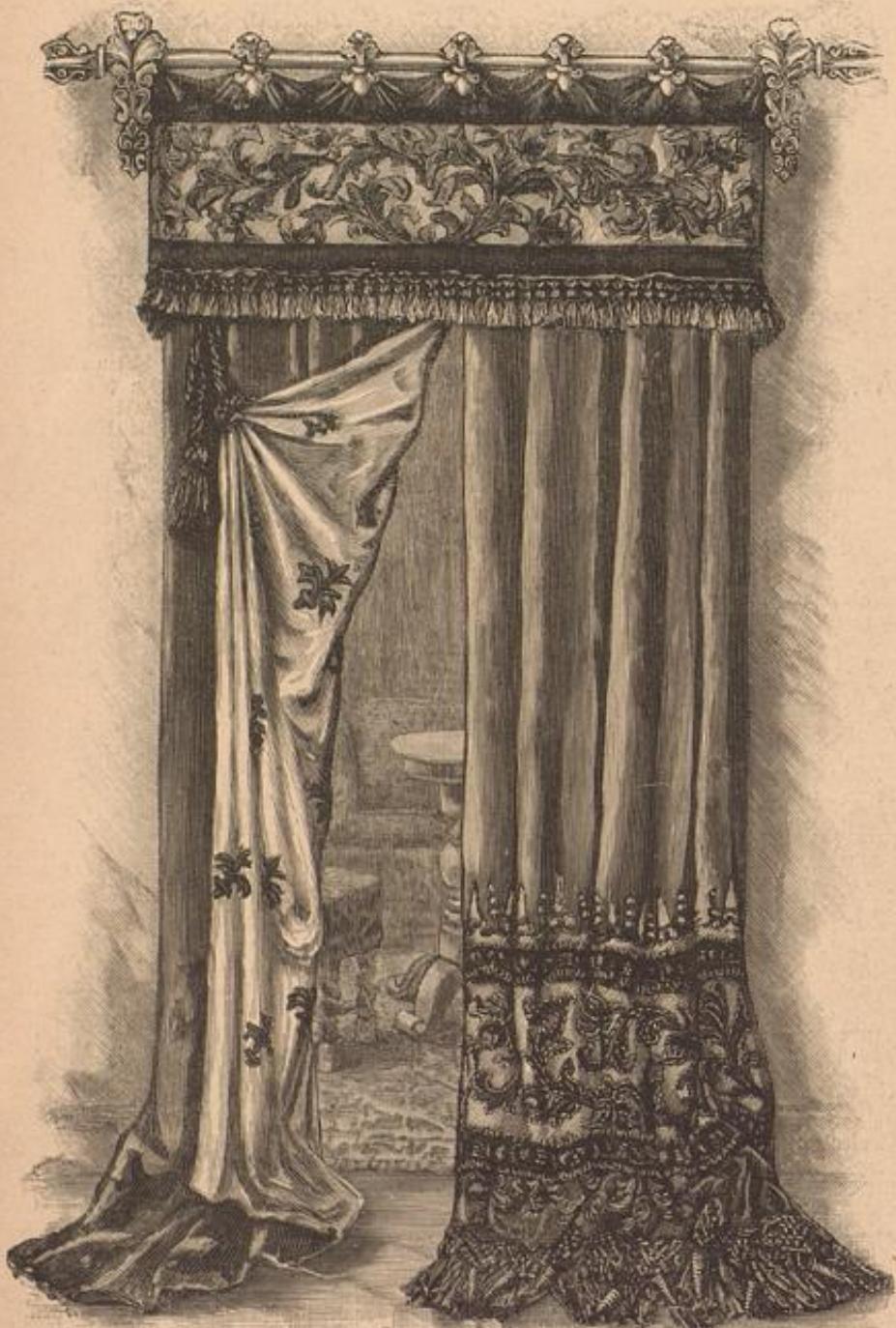
Paris. — Man macht sich keine Vorstellung von der Unzahl der sogenannten neuen Hüte, welche seit einem Monate aufgetaucht sind. Die Wahl unter denselben muß schnell getroffen werden, denn die Mehrzahl dieser Neuheiten wird ebenso rasch, wie sie erschienen, auch wieder verschwinden. Das Charakteristische der runden Hüte ist die gerade Kremppe, der niedrige Kopf und die letzteren fast in ihrer ganzen Höhe übertragene Garniture. Gerade Krempen sind indessen nicht allen Gesichtern günstig, und gewisse geschwungene Formen dürfen entschieden kleidermässig sein. Mehr als je stimmen die Hüte mit der Farbe des Siratenkostüms, selbst mit dessen feinsten Nuancen überein, sodass ein absynthgrünes Kleid auch einen solchen Hut erfordert. Als Neuheit sind lährige Garnituren auf hellem Filz zu verzeichnen. Jenen absynthgrünen Hut würde man z. B. mit schwarzem Sammet füttern und mit einer Anzahl schwarzer Flugfedern in einer vollen Schleife aus grün und weiß blühender Diamant-Gaze garniren.

So lange die niedrige Haartracht sich nicht entschieden Bahn gebrochen, giebt es für die veränderungsliebende Jugend immer noch Neuheiten in hohen Frisuren zu verzeichnen. Die neueste dieser Art, zu deren Herstellung besonderes Geschick erforderlich ist, bringt einen schön geformten Kopf zu voller Geltung, indem das ganze Haar von Raden und Schleifen über der Stirn zusammengekommen und zu einem dreifachen Knoten verschlungen wird. Je isolierter und spitzer dieser Aufbau ist, je mehr entspricht er dem Geiste der Mode. Kurzes, aber starkes Haar eignet sich am besten zu der Zeitur, welche Stirn- und Ohrlöckchen reizend vervollständigen.



Gestickter Tüll, welcher für Bälle und Gesell-schaften bereits an-geläufigt wurde, und den man zu diesem Zwecke in den reizendsten Combinationen her stellt, soll auch zu eleganten Bissiten- und Promenaden-Toiletten Anwen-dung finden. Das dargestellte Kostüm besteht aus Taille und Plüs von lichtem Moos- und Eichenlaubgrün und ist mit gestick-tem Tüll der hel-leren Nuance dra-viert. Über dem Tüll-Chemiset kreuzen sich grüne Kreppbahnen,

welche um die Taille geschlungen werden und bis zum Rocksaum herabfallen. Einfacher und praktischer, jedoch nicht minder elegant



die mit der Borte harmonirend ausgeführt sind, sichtbar werden. Eine reiche, die beiden Hauptfarben in sich vereinigende französische den Kopf der Portière und in größerer Breite die lang auf den Boden herabfließenden Shawls.

E. Sch.

ist ein mit dickem, langhaarigem Plüsche und mit Passementerie ausgestattetes Tuchkleid. Die wattierte Taille macht einen Umhang entbehrlich. Der Hut muss mit diesem Kostüm auf's Genaueste übereinstimmen.

Großen Erfolgen geht diesen Winter die Diana-Taille für Ball-Toiletten entgegen, denn nichts ist im Stande, eine schöne Gestalt so vollkommen zur Geltung zu bringen, als diese aus weichster Seite gearbeitete, der Figur sich eng anpassende Form. Die leichte Draperie der linken Vorderseite besteht aus dem Stoffe der Taille; der Spitzenteil, an dessen Stelle auch Gold-, Jet- oder Perlenspitze treten kann, geht unter dem rechten Arme fort und schlägt über dem Rücken bis zur linken Schulter hinauf, wo er durch eine Schleife verfestigt wird.

Als bedeutende Neuerung lädt sich eine prächtige Plüsche-Gattung an, aus welcher man gegenwärtig Wintermäntel, entweder in der Form der langen „Visite“ oder der weitärmligen Redingote, jedoch immer mit großen offenen Hintersätzen, herstellt. In allen Farben aus den Werkstätten hervorgehend, sind diese Mäntel doch besonders hübsch in einer matten, dem Grünspan ähnlichen Rüance und mit silberglänzenden Chinchilla bestreift. Zwei breite Streifen schwarzer Seide-Passementerie auf altrotha oder altblauer, oder auch mit dem Plüsche- oder Pelzbesatz übereinstimmender Unterlage aus Halle, bilden Einsätze an beiden Seiten bis zur Taille hinauf. Futter von der Farbe der Unterlage. Hut im Geschmack des Empire. Federn und Sammet geben den Rüancen des Mantels entsprechend.

Keine Spitze ist heute so fein, keine Seide so zart, als daß sie nicht zu Schirmen für Salon-Lampen verwendet würden, und zwar in einer dem Teint möglichst vortheilhaftesten Farbe. Die obere Draperie besteht aus Seide in einer dieser Farben und fällt auf einen mit Goldstoff unterlegten Spitzenvolant. Auf einem der Draperiebogen befinden sich Initialen in Gold gestickt. Gefällig angebrachte Blumenzweige

geben dem Ganzen einen poetischen Anstrich und machen die so verzierte Lampe zu einem reizenden Zimmerstück.

Brauttailen erhalten getrennte Vordertheile aus sich züchtig beschneiden präsentirenden Krepp-Spitze's und Spitzengentreden.

Für Liebhaber des Sports erbacht sind allerliebste komische Hunde- und Pferde-Gemebilder mit originellen, naiven Sinnspüren auf türkischblauem oder lachsharbenem Briefpapier.



Die Lust an den Bummen-Decoration ruft beständig neue, sinnige Arrangements hervor. So verziert man gegenwärtig Zimmeresken durch Säulen, mit Grün umwundene, hölzerne Säulen, die, je nach der Höhe des Raumes, 1½ bis 2 Meter messen. Das Gerüst geht von einem Blumentorke am Fuße der Säule aus und wird oben durch Draht gehalten. Die farbig angestrichene und mit Gold verzierte Säule kann noch durch eine Bronze-Figur bereichert werden.

B. de G.



#### Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Hierzu das untenstehende Bild.

In den Gesellschafts-Toiletten Berlin's macht sich nicht allein ein großer Reichtum, sondern auch die Hinneigung zu den Moden vergangener Zeiten geltend. Rämentlich ist es die antifrische Tracht des ersten französischen Kaiserreichs mit ihrer hochgegürteten Taille, dem engen, glatten Rock, den bauschenigen

Halbdärmein und dem Rockengrätsel mit großer Haarschleife und hohem Kamm, welche den Wagemuth einzelner Damen herausfordert. Dem wirklichen Alterthum ist dagegen nur die römische, mit dreifachen Goldspangen geschmückte Frisur entlehnt. Der beliebteste Haarszug besteht jedoch aus schmalen, zierlich gebogenen Kämmen, und die Art, wie dieselben einzeln, paarweise oder zu drei, gleichsam ein Krönchen bildend, gestellt werden, gibt der Frisur ihr besonderes Gepräge. Ihnen entsprechend behauptet sich die hohe Frisur, während ganz junge Mädchen dem Mozartkopfe tren bleibend oder den Raden von Rosen umspielen lassen. Die Gewänder mit ihren Gold- und Silberstickereien gemahnen an die Bracht des Mittelalters. Reben Sammel und Blüsch, die aus tiefstem Faltenbunel plötzlich zu intensivem Farbenpiel ausfließen, rauscht und knistert schwere Seide, vor allem der vornehm stolze Moiré, dessen alter Ruhm wieder neu erstanden ist. Wohl in seiner Toilette fehlt dieser wirkungsvolle, häufig von schmalen unbeschreiblichen Streifen durchzogene Stoff. Besteht das Kleid selbst nicht aus demselben, so sieht er als Schleife in lichten Wellen über ein Unterleid aus matter Seide hinab, oder bildet Rock-Einfüsse und zierlich ausgeschnittene Westen, die, zu farbig und fein gestreifter Seide, von reinstem Weiß und reich mit Gold gestickt sind. Jüngere Damen wählen mit Vorliebe Seide in den bläffsten Farben, von denen sich dann ein dunkler, mit Gold und Silber, Glittern und Perlen gefüllter Plüscheinjak um so lebhafter abhebt. Wird den älteren Kindern des Hauses gestattet, sich vor den spät erscheinenden Gästen zu präsentieren, so erscheinen sie auf's Reizendste und in nicht minder kostbare Stoffe als die Erwachsenen gekleidet. So, wenn man heute in einen Salon der Reichshauptstadt tritt, sieht man mannigfaltigen, reichen und geschmackvollen Toiletten einen eben so glänzenden wie malerischen Anblick gewähren.

E. Sch.

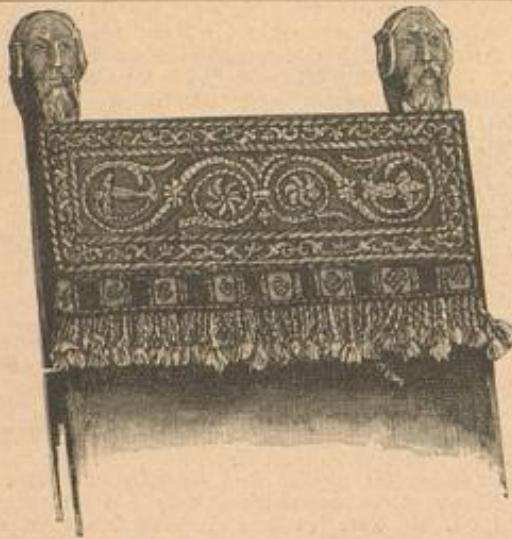
## Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 3. Goldstickerei. — Das der heutigen Nummer beigelegte farbige Blatt bietet die Hälfte eines aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Musterstückes spanischer Herkunft, dessen Original unserer eigenen Sammlung alter künstlerischer Handarbeiten angehört. In der Darstellung, welche die Ausführung der Goldstickerei auf rotem Sammet deutlich erkennen läßt, sind alle durch die Zeit entstandenen Unregelmäßigkeiten in Form und Farbe wiedergegeben. Eine Anleitung zur Goldstickerei siehe unter Abb. 84—85 in der Nummer vom 1. April 1883. Erhöht wird die Wirkung der Vorlage durch eine diskrete Anwendung von hellblauer Seide, die hier und da als starker, von Nebenfärbungen gehaltener Faden den Kontur und in Plattfisch ausgeführte Adern, Blättchen, Muscheln ic. bildet. Durch Nebeneinanderstellen beider Hälften zum vollen Muster satz.



Berliner Gesellschafts-Toiletten.



ergänzt, läßt sich die Vorlage, die wir als Ausbildung einer Stuhlecke veranschaulichen, unter Anderem auch zu Borden und Decken verwenden.

A. D.



### Über Tischkarten.

Von Elisabeth Naselowsky.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Ein Luxus, der uns im Laufe der Jahre zu einer lieben Gewohnheit wurde, ist die Tischkarte. Wir geben und bewahren sie als Erinnerung mancher froh verlebten Stunde, und oft, wenn sie uns einmal nach langer Zeit wieder in die Hand kommt, ersteht bei ihrem Anblick vor unserem geistigen Auge das längst verwischte Bild genossener Freuden auf's Neue. Wir sehen die Tafel, an der wir damals saßen, wir hören des Nachbars Geplauder, gedenken des Freunden, der an jenem Tage gemachten interessanten Bekanntschaft, des rosiges Gesichtchens, das gleich das erste Mal bei Scherz und Ernst entscheidend für unser Leben wurde. Alles das ruft und die Tischkarte in's Gedächtnis zurück, zuweilen auch, — wenn wir Gourmands sind, — ein exquisites Diner, einen seltenen Wein, höchstens aber niemals die Erinnerung an eine öde, verlorene Stunde. Und wie verschieden in Farbe, Form und gebaumlichem Inhalt ist die Tischkarte gestaltet! Was wurde aus dem kleinen, unscheinbaren Papierblättchen, auf das wir einst die Namen unserer Gäste zu schreiben pflegten? Es wurde ein mächtiger Zweig einer reichen, neuen Industrie, ein Erretter für manchen armen Kunstjünger, der, vor die Frage des Seins oder Nichtseins gestellt, unterlegen zu müssen meinte. Oft war es die in bitterster Not entworfene „Tischkarte“, die ihm die Mittel bot, seinen Idealen weiter nachzustreben, weiter nach den höchsten Zielen zu ringen. Was bringt sie einem Jeden von uns? Man möchte meinen, daß ganze Universum sei ihr unterthan; fast giebt es nichts mehr, was sie nicht reproduziert hätte! Engel und Teufel, mythologische Götter und allegorische Figuren, alle Typen der Menschenfamilie, jede Form des Ornamentes, Flora und Fauna sind ihr dienstbar geworden. Wie ist es da möglich, etwas aussündig zu machen das noch nicht dagewesen ist? Dennoch geschieht es, und das Neueste sind farbige Gelatinebilder gothischer Kirchenfenster, transparent wie diese; neu ist auch unsere Illustration der kleinen, aufrecht stehenden Karte, auf deren Rand sich ein allerliebstes, winziges Bildchen, — aus Seide und Chenille gefertigt, — niederließ, ferner ein Blatt Büttenpapier mit fein gemustertem Grund und einem farbigen Wappenthier, Liebhabern der Heraldik zu empfehlen, und endlich unsere Schluss-Bignette: eine Schale, auf die ein Heer hungriger, kant gesiedeter Vögel herabniederschlattet. Uebereinstimmend find alle diese Karten auch in größerem Format, als Menu verwendbar, in den betreffenden



mächtiger Zweig einer reichen, neuen Industrie, ein Erretter für manchen armen Kunstjünger, der, vor die Frage des Seins oder Nichtseins gestellt, unterlegen zu müssen meinte. Oft war es die in bitterster Not entworfene „Tischkarte“, die ihm die Mittel bot, seinen Idealen weiter nachzustreben, weiter nach den höchsten Zielen zu ringen. Was bringt sie einem Jeden von uns? Man möchte meinen, daß ganze Universum sei ihr unterthan; fast giebt es nichts mehr, was sie nicht reproduziert hätte! Engel und Teufel, mythologische Götter und allegorische Figuren, alle Typen der Menschenfamilie, jede Form des Ornamentes, Flora und Fauna sind ihr dienstbar geworden. Wie ist es da möglich, etwas aussündig zu machen das noch nicht dagewesen ist? Dennoch geschieht es, und das Neueste sind farbige Gelatinebilder gothischer Kirchenfenster, transparent wie diese; neu ist auch unsere Illustration der kleinen, aufrecht stehenden Karte, auf deren Rand sich ein allerliebstes, winziges Bildchen, — aus Seide und Chenille gefertigt, — niederließ, ferner ein Blatt Büttenpapier mit fein gemustertem Grund und einem farbigen Wappenthier, Liebhabern der Heraldik zu empfehlen, und endlich unsere Schluss-Bignette: eine Schale, auf die ein Heer hungriger, kant gesiedeter Vögel herabniederschlattet. Uebereinstimmend find alle diese Karten auch in größerem Format, als Menu verwendbar, in den betreffenden



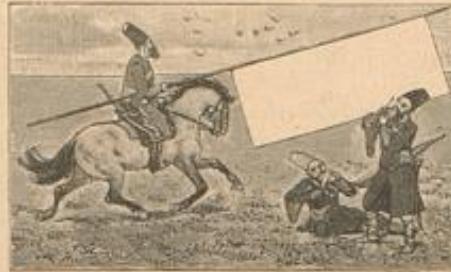
Geschäften läufig. Ebenfalls reizend erscheinen die kleinen japanischen Bänder von Papier und Holz zum Zusammenlegen, die mit einem festen Stiel versehen sind, um einen Blütenstrauß daran zu befestigen. Von Künstlerhand entworfen wurde das Titelblatt, das Genre-Bildchen und die drei anderen Karten, von denen zwei, — Originale, — für die Begrüßungsfeier eines Freunden gezeichnet wurden, der, von der Reise um die Welt heimkehrend,

längere Zeit in unseren neuen afrikanischen Colonien geweilt hatte. Die eine zeigt in humoristischer Auffassung unseres neuen Landmanns, den kleinen Negerknaben

in tausend Angsten, die zweite das Schiff, das mit vollem Segel der Heimath zusteckt. Beachtenswerth ist die Randverzierung von Blumen, deren Blätter mit einem scharfen Messer in's Papier gerichtet, ein wenig aufgebogen, plastisch hervortreten. Ein unterlegter Schatten Ton gibt dieser leicht auszuführenden Technik, die wir zur Nachahmung empfehlen, eine hübsche Wirkung.

Ganz besonders freundlich sei zum Schluss noch einer Tischkarte gedacht, die nicht im Handel läufig und nicht von professionellen Künstlern geschaffen, gar oft unter Couvert ziert, die gezeichnet oder gemalt ein kleines Original verriet und deren Urheberin, eine Tochter

chen des Hauses, auf unsere Frage eröffnend gestand, daß sie versucht habe, dem lieben Gaste eine Erinnerung eigener Kunst zu geben. Wer könnte solcher Liebenswürdigkeit gegenüber unempfindlich bleiben! Darum, gern gegeben und gern empfangen, begrüßen wir die Tischkarte mit Freude, in welcher Gestalt sie uns auch entgegentrete.



## Gartnerei.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Wer die Poinsettia oder den mexikanischen Weihnachtsstern zum ersten Male sieht oder nur oberflächlich betrachtet, ist vielleicht geneigt, die schönen Sterne von glänzend rothen Blättern für große, prachtvolle Blumen zu halten; es sind aber nur Bracten oder Deckblätter, welche gleich einem farbigen Kranz die unscheinbaren Blüten umgeben. Es gesäßt einen wunderbaren Anblick, wenn sich an einer schönbelaubten Pflanze mehrere solcher leuchtend rothen Sterne befinden, die sich von den hübschen, dunkelgrünen Blättern effektvoll abheben. Die interessante Gattung gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und stammt aus Mexiko. Die härteste und dankbarste Art ist P. pulcherrima, welche im December und Januar zur Blüthe kommt. Gleichfalls hart und wenig empfindlich ist die etwas später blühende P. purpurea. Bei



P. carminata rosea gestalten sich die Bracten besonders groß und ansehnlich; der Kranz von Hüllblättern erreicht oft einen Durchmesser von 16 Cent.; leider ist die schöne Art etwas weichlich. Prächtig und eigenartig wirkt auch P. pulcherrima plenissima. Die Bezeichnung „gefüllt“ gilt hier nicht den Blüten, sondern bezieht sich auf die Deckblätter, welche in sehr reicher Anzahl zusammengedrängt stehen. Im December kommt der äußere Rand der Bracten zur Entfaltung, während sich die inneren Blätter im Januar erschließen und dann wochenlang ihre

prachtvolle Farbe beibehalten. — Alle Poinsettien lieben eine Mischung von Heide-, Rosen- und Mistbeet-Erde, der etwas Sand zugesetzt wird. Sehr dienlich ist eine Unterlage von kleinen Stückchen Holzföhle, sowohl in den Topfen wie in den Untersätzen. Man gebe den Pflanzen reichlich Wasser und dann und wann etwas flüssigen Dünger oder eine Meisterpulpe von Raumann'schem Dungpulver in die Unterfläche, was wesentlich zu ihrem Gedeihen und zur Erhöhung der Farbenpracht beiträgt. Nach dem Verblühen tritt ein Ruhestand ein, während dessen die Pflanzen kühl gestellt und trocken gehalten werden. Im April schneidet man die Zweige bis auf 2 oder 3 Augen zurück, beginnt wieder mäßig zu gießen und setzt die Pflanzen um, nachdem sie zu treiben begonnen haben. Die abgeschnittenen Zweige können als Siedlinge Verwendung finden. Doch ist die Vermehrung ohne Kasten oder Warmhaus nicht leicht; ebenso gelingt es selten, im Wohnzimmer ein Exemplar wieder zur Blüthe zu bringen. O. Altman.

## Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Frage.

**Trüffeln zu conserviren.** — Wie kann man Trüffeln conserviren?

A. V.

**Abfallen der Ficus-Blätter.** — Kann mir jemand mittheilen, wie man das Abfallen der Blätter von einem Ficus verhindern kann?

Marquerite in Prag.

**Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen.** — Bitte um Angabe eines Düngungsmittels für Zimmerpflanzen.

L. S.

**Befüllung von Maden.** — Wie kann man Maden aus der Blumentops-Erde entfernen?

Blumenfreundin.

### Antworten.

**Fußboden-Anstrich (Spiritustisch) dauerhaft zu machen** (480). — Einen Fußboden-Anstrich von Spiritustisch länger als ein Jahr haltbar zu machen, dürfte kaum möglich sein; selbst wenn der Lack gut hergestellt wurde, kommt es wesentlich auf die richtige Behandlung beim Reinigen an. Man vermeide Soda und Seife, tauche aber das Tuch oder die Bürste, die zum Aufstreichen bestimmt sind, in eine Lösung von Salinalgeist, der in eine zwölffache Menge Wasser gegossen wurde, und trockne vorsichtig nach.

L. M.

**Filet-Guiripe-Decken zu waschen** (480). — Es bedarf dazu nur einer geschilderten Plättlein, die die Filet-Guiripe fadengerade zu ziehen versteht; noch besser allerdings ist ein Aufstechen, indem man die einzelnen Zaden der Borte auf ein über einen Plättchen gespanntes Tuch nadeln und darauf achten, daß sich die Formen gleichmäßig im Quadrat ausziehen.

A. D.

**Wollender-Handschuhe zu waschen und zu färben.** (488.) — Die genannten Handschuhe selbst zu färben, ist nicht anzurathen, da sie sehr wahrscheinlich verderben würden; das Conserviren der Farbe, namentlich der gelben, ist möglich, indem man die Handschuhe, nachdem sie in reichlichem Seifenwasser gewaschen, ausgeküttelt und aufgeblasen werden, an einem dunklen Orte trocknet.

B. L.

**Makart-Bouquets.** (488.) — Die ganz weißen Gräser wachsen in lauwarmem Wasser, in das man ein Stückchen Soda warf, spült sie in kaltem Wasser nach, trocknet sie an der Sonne oder einem warmen Platze und schlägt die zusammenhäftenden Fasern in den Händen aus, bis sie wieder trocken geworden sind.

F. R.

**Enten zu häuten.** (488.) — Enten werden gemästet, indem man sie in einen dunklen, ziemlich engen Stall setzt, der oft mit gutem, reinem Stroh ausgestreut wird, ihnen wenig Wasser giebt und sie täglich dreimal nudelt; oder man stellt die Enten in einen Hühnerkorb, stellt diesen in's Freie und giebt ihnen reichlich Hafer, Gerste &c., ebenso frisches Wasser; den Korb aber rückt man täglich an eine andere Stelle. Die gewöhnliche Maftost sind von Schwarzmehl und Milch bereitete Rudeln, die, der Stärke der Gurgel des Thieres entsprechend, nicht zu stark, an dem beim Füttern zuerst einzuführenden Ende dünner und abgerundet sein müssen; auch wird man gut thun, die Rudeln vor der Fütterung in Milch oder Wasser anzuseuchen. Gutes Maftutter ist ferner Mais, in ganzen Körnern oder als Brei gegeben; er befördert den Anfaß eines jarten, weißen Fleisches. Auch versäume man nicht, täglich etwas Holzföhle oder kleine Kiesel in das Trinkwasser zu werfen. Alles Gederviech frißt überdies gern Knochen, die, — grob gestampft, aber nicht ausgeschloßt, — mit Getreideschrot gemengt werden; zur besseren Verdauung seze man bei derartiger Fütterung dem Wasser reichlich Sand zu. Die zur Maft geeignete Zeit ist kurz vor und kurz nach Michaelis, ein Zeichen der beendeten Maft ist, wenn der Schwanz einen Fächer bildet.

H. F.

**S. & in R.** — Das Thier, welches Ihre Blasen schädigt, ist keine Platane, sondern eine schwer vertilgbare Fiese. Vorbeugend kann man im Kreisbause nur durch Räuberungen mit Tabak und durch Insektenpulver wirken. Zur Beseitigung von der Blase genügt bei kleinen Tieren ein wiederholtes Einbinden in einen Käbel mit Wasser, dem ein Taschenpott kalten Tabak-Auszugs beigegeben wurde. Bei größeren Blasen muß die Rückseite jedes einzelnen Blattes mit Schwamm, Wasser und schwarzer Seife gewaschen und der Schwamm beständig rein aufgezählt werden, da sich sonst die Insektion leicht auf gesunde Exemplare überträgt.

Abonnement in Freiburg. — Die Bezugssachen der in unserem Blatte abgebildeten Gegenstände sind am Schlus einer jeden Nummer angegeben.

**Agnes in Leipzig.** — Langjährige Abonnentin in R. — Alte Abonnentin in Freiburg. — Da wir in der Briefmappe gehäuft viele Auskünfte gesuchtsmäßig nicht ertheilen, so erwidern wir Sie, und Ihre Anfragen annehmen, damit wir Ihre Aufträge direkt beantworten können.

Die Anfragen, — Wir bedauern, — von Ihnen freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

**Bezugssachen:** Schlem., Vorlätere, Seite 6; Frau Elsie Beuter, Wiesbaden, Neuzaft 1. — Stellmach.-Toilette mit Sammelschleife, Seite 7; S. Rosen, W. Dögeritz, 28. — Toiletten, Seite 7; J. Troylowitz, W. Kronenitz, 72. — Tischkarten, Seite 8; J. Schal., W. Unter den Linden 27; Keld und Meier, W. Leipzigerstr. 10. — Gartnerel., Seite 8; H. Bräuer, SW. Wilhelmstr. 83.

**Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Stickmuster und ein Modenbild.**

**Die Illustrierte Frauen-Zeitung** erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelseiten; jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit denselben Inhalten erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Aufgängen bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.